



# Lichtenberg Gesellschaft e.V.

[www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to [tuprints](http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de), E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – [tuprints@ulb.tu-darmstadt.de](mailto:tuprints@ulb.tu-darmstadt.de)

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

---

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

---

**Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

**In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see [www.lichtenberg-gesellschaft.de](http://www.lichtenberg-gesellschaft.de)**

---

*Monika Schmitz-Emans*

Von der Weltlektüre zur Autorschaft  
Die Schrift der Dinge bei Lichtenberg und Kant

1. Die „Chiffreschrift“ der Natur als ästhetisches Konzept

Lichtenbergs Rekurse auf die Weltschriftmetapher stehen keineswegs im Zeichen des naiven Glaubens an eine „lesbare“ Natur; vielmehr dokumentieren sie die Distanz des Aufklärers zu den mit jener Metapher einst artikulierten Sinnansprüchen des menschlichen Lesers an die göttliche Schöpfung.<sup>1</sup> Die Idee einer mittelbaren Natur wird gleichsam in Klammern gesetzt und mit dem Vorzeichen des „als-ob“ oder „so-zu-sagen“ versehen. Eben dieser „als-ob“-Index charakterisiert auch jene einschlägigen Wendungen bei Kant, die im Kontext seiner ästhetischen Reflexion stehen. Wer Natur ästhetisch erfährt, betrachtet sie, als ob sie den Status eines ausdruckshaften Subjekts hätte. Der 42. Paragraph der „Kritik der Urteilskraft“ (<sup>1</sup>1790, <sup>2</sup>1793) handelt „vom intellektuellen Interesse am Schönen“ und erörtert die Beziehung zwischen moralischer Gesinnung und dem Sensorium für das Naturschöne. In diesem Zusammenhang fällt das Stichwort von „der Chiffreschrift [...]“, wodurch die Natur in ihren schönen Formen figürlich zu uns spricht“; offenbar eignet sich das Bild einer ‚schönen Schrift‘ besonders dazu, Zusammenspiel und Analogie von ästhetischem und intellektuellem (hier: moralischem) Interesse zu charakterisieren.<sup>2</sup> Schriftzüge sind ja einerseits etwas sinnlich Wahrnehmbares und eventuell Gefälliges, andererseits Bedeutungsträger, die den Intellekt ansprechen – und Kant geht es hier keineswegs um eine adversative Relation zwischen „Geist“ und „Buchstabe“, sondern um deren Zusammenwirken. Wenig später wird aber ganz deutlich, daß er vom Mitteilungscharakter der Natur nur gleichnishaft spricht, und zwar eben im Gedanken an jene zweifache Affektion von Sinnen und Intellekt durch wahrnehmbare Zeichen:

„Die Reize in der schönen Natur, welche so häufig mit der schönen Form gleichsam zusammenschmelzend angetroffen werden, sind entweder zu den Modificationen des Lichts (in der Farbengebung) oder des Schalles (in Tönen) gehörig. Denn diese sind die einzigen Empfindungen, welche nicht bloß Sinnengefühl, sondern auch Reflexion über die Form dieser Modificationen der Sinne verstatten, und so gleichsam eine Sprache, die die Natur zu uns führt, und die einen höhern Sinn zu haben scheint, in sich enthalten. So scheint die weiße Farbe der Lilie das Gemüt zu Ideen der Unschuld [...] zu stimmen. Der Gesang der Vögel verkündet Fröhlichkeit und Zufriedenheit mit seiner

Existenz. Wenigstens so deuten wir die Natur aus, es mag dergleichen ihre Absicht sein oder nicht“ (Kant, Werke 5, 302).

Die Vorstellung, der Naturbeobachter erfasse einen „höhern Sinn“, von der es völlig gleichgültig sei, ob er als Intention eines ‚Senders‘ gewertet werden dürfe, macht deutlich, in welchem Maße Interpretation von Kant als produktive Leistung betrachtet wird. Ja, die Objekte ästhetischer Betrachtung dürfen von sich aus gar nichts sagen, dürfen gar keinen intentionalen Charakter besitzen. Entdeckt der Beobachter je, daß ein vermeintliches Naturobjekt tatsächlich ein Artefakt ist, so verliert dieses Objekt für ihn seine schöne Indifferenz, und das ästhetische Interesse erlischt. Ein menschlicher Musikant etwa, der einen Singvogel imitiert, ist nur dessen unzulängliches und trügerisches Surrogat (vgl. „Kritik der Urteilskraft“, § 42).

Auf Kants Formel von der Chifferschrift der Natur wird man sich in der folgenden Generation gern berufen. Die zweite Fassung von Friedrich Hölderlins „Hymne an die Schönheit“ (1791) trägt als Motto den Kantischen Gedanken, umformuliert allerdings und schon durch seine Herauslösung aus dem Kontext in eine These verwandelt: „Die Natur in ihren schönen Formen spricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chifferschrift ist uns im moralischen Gefühl verliehen. Kant“.<sup>3</sup> Kants Gedanke, daß gerade das moralische Subjekt für jene Chiffren empfänglich sei, spielt bei der romantischen Rezeption des Topos also eine nicht unwesentliche Rolle – so auch für Schelling (1800): „Die Natur in ihren zweckmäßigen Formen spricht figürlich zu uns, sagt Kant, die Auslegung ihrer Chifferschrift gibt uns die Erscheinung der Freiheit in uns“.<sup>4</sup> Schelling allerdings stellt jener durch Kant (und dessen „gleichsam“) repräsentierten „philosophischen“ Betrachtungsweise die künstlerische gegenüber; für letztere handele es sich mit der Gleichung von Natur und Schrift nicht um ein „Als-ob“, sondern um den Ausdruck einer tieferen Einsicht in innere Identitäten:

„Die Ansicht, welche der Philosoph von der Natur künstlich sich macht, ist für die Kunst die ursprüngliche und natürliche. Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Rätsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen, der wunderbar getäuscht, sich selber suchend, sich selber flieht [...]“.<sup>5</sup>

Bei August Wilhelm Schlegel hat es auf den ersten Blick den Anschein, als wolle er Kants Gleichnis am liebsten beim Wort nehmen. Jenes Diktum von der „Chifferschrift“ bringt er in der „Kunstlehre“ (aus den „Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst“, 1801 ff.) in Erinnerung – und zwar im Zusammenhang seiner Erörterungen über die symbolische Valenz der Erscheinungswelt. Wie Schelling zwischen zwei antagonistischen Anschauungsweisen von Natur differenzierend, favorisiert Schlegel die „poetische“ als die fruchtbarere. Das Kantische Erbe des „Für-uns“, das Bewußtsein einer Interferenz zwischen Betrachter und Betrachtetem, ist jedoch nicht mehr zu tilgen.

„Wie kann nun das Unendliche auf die Oberfläche, zur Erscheinung gebracht werden? Nur symbolisch, in Bildern und Zeichen. Die unpoetische Ansicht der Dinge ist die, welche mit den Wahrnehmungen der Sinne und den Bestimmungen des Verstandes alles an ihnen für abgethan hält; die poetische, welche sie immerfort deutet und eine figürliche Unerschöpflichkeit in ihnen sieht. (Kant spricht einmal von der Chifferschrift, wodurch die Natur in ihren schönen Formen figürlich zu uns spricht.) Dadurch wird erst alles für uns lebendig“.<sup>6</sup>

Eigentlich ist es die poetische Einbildungskraft als synthetisierendes Vermögen, welche solche Symbole hervorbringt; sie ordnet jeweils dem Geistigen ein Äußeres, dem Unsichtbaren ein Sichtbares zu.<sup>7</sup> Ein ähnlich differenziertes Bild hatte sich zuvor bereits bei Schiller ergeben. In dessen früher „Theosophie des Julius“ (1786) wurde der Topos von einer Schrift der Natur zwar im Sinne einer Kommunikation zwischen transzendtem Welterschöpfer und menschlicher Intelligenz verwendet.<sup>8</sup> Doch die Rezension „Über Matthissons Gedichte“ (1794) betont die Funktion des poetischen Mediums für die Lesbarmachung der Phänomene: Sei Natur für den Betrachter zunächst unbelebt und nichtssagend, so verwandle sie sich im Medium künstlerisch-poetischer Darstellung zu einer lebendigen Sprache, die zur Entzifferung einlade. Signifikanterweise unterscheidet Schiller zwischen zwei verschiedenen Lese-Instanzen, einer ‚inneren‘ und einer ‚äußeren‘ – erstere transzendiert die Erscheinungen, indem sie sie liest, während letztere wohl bei einer immanenten ‚Entzifferung‘ stehen bleiben dürfte.

„[...] die landschaftliche Natur kann [...] dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. [...] so ist ihr [= der Vernunft] diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der tote Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise“.<sup>9</sup>

Mit der Idee zu schaffender Sinnbilder tritt jedenfalls auch hier die produktive Dimension des poetischen Prozesses in den Vordergrund, wie sie im symbolisierenden Verfahren zum Ausdruck kommt. Sinn erhält die Erscheinungswelt durch ihre ästhetische Verwandlung; der Ursprung ihrer Bedeutsamkeit verlagert sich ins künstlerische Subjekt. Allerdings ließen sich schon in der „Theosophie des Julius“ Anhaltspunkte für eine solche Auffassung entdecken – war hier doch von einer Analogie zwischen Natur und Artefakten die Rede, stand für Julius doch das „Alphabet“ der Naturgesetze als Kommunikationsmedium neben der antiken Plastik.<sup>10</sup> (Zur Konsolidierung des Gedankens, Natur *werde* erst zur Chifferschrift, dürfte die zwischen der „Theosophie“ und der Matthisson-Rezension erschienene „Kritik der Urteilskraft“ entscheidend beigetragen haben). Bei Schiller und August Wilhelm Schlegel zeigt sich beispielhaft, daß und wie eine von der Kantischen Ästhetik stark beeinflusste Generation von Dichtungstheoretikern gerade mittels der Konzeption natürlicher „Chiffren“ zu einer vertieften Einsicht in

die Modalitäten poetischen Verfahrens vorstößt. Durch ihre Transformation in die Zeichensprache des ästhetischen Gebildes wird Natur zur Schrift, durch den „symbolischen Akt“, die „symbolische Operation“, partizipiert die Natur an der „ästhetischen Würde der Menschennatur“.<sup>11</sup> Metaphorisch gesprochen, geht die poetische Transkription dem vorgeblichen „Text“ der Natur demnach bedingend voraus. Ist nicht jene „lebendige Geistersprache“, in welche sich die toten Naturbuchstaben im Zuge ihrer künstlerischen Darstellung verwandeln, ein Derivat der menschlichen (der sprachlichen und bildnerischen) Ausdrucksmittel? Damit würden Kunst und Dichtung zu „Vorahnungen“ der Natur, insofern diese gelesen und gedeutet werden soll. Lichtenbergs Gedanke einer in die Erscheinungswelt hinein-gelesenen Zeichenhaftigkeit, einer subjektiven Projektion des Schrift-Modells auf die Phänomene, ist jener ästhetischen Programmatik in erstaunlichem Maße verwandt. Und eine scherzhafte Bemerkung aus der „Heirat nach der Mode“ könnte dazu herangezogen werden, die Umbruchsituation der Kantischen und nachkantischen Ästhetik auf den Punkt zu bringen (auch wenn diese Bemerkung in ihrem Kontext eine andere Funktion besitzt):

„Will denn aber auch die Natur gar niemals anfangen erkenntlich gegen die Dichter zu werden? Schon über die sechstausend Jahre ahmen sie nun, wie Batteux vortrefflich gezeigt hat, die schöne Natur nach. Ich dünkte doch fürwahr es wäre billig, die Natur besänne sich endlich und ahmte nun auch einmal die schöne Poesie nach“ (SB 3, 913 f.).<sup>12</sup>

Die romantische Poetik steht insgesamt im Spannungsfeld antagonistischer, dabei aber aus einer einzigen Grundmetapher (der Metapher von der Schrift der Welt) abgeleiteter Auffassungen. Der *ersten* zufolge ist gerade Dichtung Medium der Reflexion über eine schriftlich verfaßte, wenngleich ängstliche („hieroglyphische“) und zerrissene Naturschrift. Der *zweiten* zufolge operiert der Dichter mit den Erscheinungen wie mit Einzelbuchstaben, aus denen sich alternative und immer neue Texte zusammensetzen lassen. Wer Natur einfach kopierte, bliebe demnach auf der Ebene des bloßen Letternmaterials stehen. Jean Paul benutzt genau dieses Bild in seiner „Vorschule der Ästhetik“ (1804): Er charakterisiert die „poetischen Materialisten“ kritisch als „unterwürfige Nachschreiber der Natur“, welche dem Leser wohl nur „Gemälde in Anfangsbuchstaben“ vorsetzen<sup>13</sup>. „Wir sehen in der Natur nicht Wörter sondern immer nur Anfangsbuchstaben von Wörtern“, so hatte es in direkter Entsprechung dazu bei Lichtenberg geheißen – und wer Natur dann lesen wolle, komme über solche Anfangsbuchstaben niemals hinaus (J 2154). Eine wichtige Voraussetzung dafür, daß dem schreibenden Ich die Autorschaft an jeglichem „Text“ der Dinge zugestanden wird, ist mit solcher Gleichsetzung von Natur und Letternkasten immerhin geschaffen. Die Überzeugung, Natur an und für sich sei sinnlos, wird hier also ausgerechnet durch eine (allerdings subversive) Modifikation des Weltschriftgleichnisses formulierbar. Die Beurteilung aktiver Konjektur und Textproduktion bleibt oft

ambivalent, wie etwa Lichtenbergs Beispiel zeigt. Sie schwankt zwischen der Warnung vor schönem Selbstbetrug des vermeintlichen Weltlesers hier und der Anerkennung für dessen synthetisierende Einbildungskraft dort.

## 2. Die transzendente Aktivität des Weltlesers: Affinitäten zwischen Lichtenberg und Kant

Lichtenbergs Erörterungen zur „Lesbarkeit“ der Welt umkreisen, wie gezeigt<sup>14</sup>, das Programm einer „Lektüre“ der Immanenz, wo unendliche Zeichenketten die Ausdrucksformen unendlicher Kausalzusammenhänge sind. Außerdem ist das Weltschriftmodell für ihn ein Anlaß, die Aktivität des menschlichen „Lesers“ zu betonen – sei es mit positiver, sei es auch, wie im Zuge der Physiognomenkritik, mit negativer Akzentuierung. Unter beiden Aspekten ist das Schriftgleichnis kein rhetorisches Dekor, sondern erkenntnistheoretisch relevant; es geht um die Grundfrage: „Was können wir wissen?“ und um die Zurückweisung überzogener Anmaßungen des menschlichen Erkenntnisvermögens. Anstoß nimmt Lichtenberg hier vor allem an transzendierenden Schlußfolgerungen vom Reich der (physiognomischen) Erscheinungen auf das der Seele (also des Intelligiblen; vgl. F 694). In diesem Punkt teilt er das zentrale Anliegen der Kantischen Vernunftkritik. Einzelne späte Rekurse Kants auf das Weltschriftgleichnis dienen der Warnung vor einer Selbstüberschätzung des Verstandes – insbesondere, insofern dieser etwa glaubt, aus dem ihm Erkennbaren auf den Schöpfer und seine Absichten schließen zu können.<sup>15</sup> Die Theodizee etwa erscheint Kant als der Versuch einer „doctrinalen“ Auslegung der Welt. Diese Welt dürfe zwar gleichnisweise als „eine göttliche Bekanntmachung der *Absichten* seines [= Gottes] Willens betrachtet werden“, bleibe als solche jedoch „für uns *oft* ein verschlossenes Buch“ („Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee“, 1791).<sup>16</sup> Von der „doctrinalen“ Auslegung unterscheidet Kant grundsätzlich die „authentische“; bei Gesetzesauslegungen etwa sei die authentische Exegese das Privileg des Gesetzgebers selbst. Im Bereich moralischer Reflexion nun sei diese authentische Auslegung der praktischen Vernunft anheimgestellt. Allein diese nämlich gestatte, unabhängig von äußerer Erfahrung, die Bildung des Gottesbegriffs und lege dem Menschen den göttlichen Willen aus. So „wird Gott durch unsere Vernunft selbst der Ausleger seines durch die Schöpfung verkündigten Willens“. Solche Auslegung kann „als die unmittelbare Erklärung und Stimme Gottes angesehen werden [...], durch die er dem Buchstaben seiner Schöpfung einen Sinn giebt“ – und sie darf „authentische Theodicee“ genannt werden (Werke 8, 264). Die praktische Vernunft tritt also vermittelnd zwischen das, was ihr (und nur ihr) als ‚Verkündigung‘ gilt, und das handelnde Subjekt; von einer Entzifferung der Natur *als* Natur ist gar nicht die Rede. Und der auf die Erkenntnis erscheinender Gegenstände gerichtete Verstand (die „theoretische“ Vernunft als Instanz neben der „praktischen“) bleibt ohnehin von jeglicher Auslegung ausgeschlossen.

Die Frage nach der Erkennbarkeit von Gegenständen durch den menschlichen Verstand stand am Ausgangspunkt von Kants Transzendentalphilosophie in der „Kritik der reinen Vernunft“ (1781, 21787). Seine „Copernicanische“ Wende gründet auf der Arbeitshypothese, die „Gegenstände“ müßten sich „nach unserem Erkenntnis richten“; dem erkennenden Subjekt wird dadurch eine fundamental neue Stellung gegenüber seinen Erkenntnisobjekten zugewiesen. Die erkennende Instanz befindet sich in Interaktion mit ihren Gegenständen. Indem sie sich dessen bewußt wird, denkt sie über ihren scheinbar festen Standpunkt hinaus, begreift diesen als beschränkt und bedingt, überwindet genau damit aber bereits solche Bedingtheit und Beschränktheit.<sup>17</sup> Die Begründung der Korrelation von Erkenntnis und Objekt kehrt sich gegenüber dem alten „adaequatio“-Konzept um: Kant begreift die der Erkenntnisleistung zugrundeliegenden Strukturen als transzendenten Grund der Strukturen gegenständlicher Welt. In der frühneuzeitlichen Physik schon habe es, so Kant, eine entsprechende „Revolution“ des Denkens gegeben, ausgelöst durch den Gedanken, „demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineingelegt, gemäß, dasjenige in ihr zu suchen [...], was sie von dieser lernen muß“ („Kritik der reinen Vernunft“, B XIII f.) Von hier ist es dann nur noch ein Schritt zur Metaphorik des Dialogs zwischen Subjekt und Gegenständen, und insofern besteht von vornherein eine strukturelle Affinität zwischen Kants Transzendentalphilosophie und texthermeneutischen Erkenntnismodellen. Naturerkenntnis wird faßbar im Bild eines Gesprächs, bei dem die Antworten des Prüflings Natur durch die Fragen des Subjekts mitbedingt sind. Die Naturwissenschaft muß laut Kant „die Natur nöthigen [...] auf ihre Fragen zu antworten“, denn die Vernunft vermag nur das einzusehen, „was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt“ („Kritik der reinen Vernunft“, B XIII). Mit einem noch pointierteren Bild sieht Kant die Vernunft in der Rolle „eines bestallten Richters, der die Zeugen nöthigt (,) auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt“. In einem späteren Kapitel der „Kritik der reinen Vernunft“ („Transzendente Dialektik“, Erstes Buch, Erster Abschnitt) sowie im 29. Paragraphen der „Prolegomena“ (1783) tritt dann an die Stelle der Dialogmetapher die einer Lektüre. Es gelte, „Erscheinungen zu buchstabieren, um sie als Erfahrungen lesen zu können“ („Prolegomena“).<sup>18</sup> Diesem Zweck dienen die reinen Verstandesbegriffe, welche nur auf Gegenstände der Erfahrung angewendet werden können.

Durch Kants Rekurs auf das Lesemodell wird der Erkenntnisprozeß als ein komplexer Vorgang interpretiert. Erstens müssen die Erscheinungen – und schon darin besteht eine produktive Leistung des erkennenden Subjekts – als „Buchstaben“, d.h. als mögliche Substrate einer (wie auch immer genauer zu bestimmenden) Deutung aufgefaßt werden; dies ist aber noch nicht gleichbedeutend mit Erfahrung. Hinzu kommt zweitens eine synthetisierende Leistung, durch welche sich „Kontexte“ als eigentliche Gegenstände der „Lektüre“ konstituieren.<sup>19</sup> Der Leser eines Textes gelangt über die Buchstaben „hinaus“; analog sucht der Erkennende in Kants Modell über die Erscheinungen „hinaus“ zu einem objektiven Gegenstand zu gelangen (der nicht „gegeben“ ist, sondern „bestimmt“ werden

muß). Die Vorbedingung für den Vergleich zwischen Erkennen und Lesen bei Kant sieht Gerold Prauss plausiblerweise in der Geschichte der Naturbuchmetaphorik gegeben; auch Hamanns Einfluß dürfte sich gerade hier geltend machen. In einem Brief an Kant von 1759 hatte dieser die Natur als Buch charakterisiert und dabei dezidiert zwischen Buchstaben und Sprachkenntnis hier, wahrer Auslegung dort differenziert.

„Die Natur ist ein Buch, ein Brief, eine Fabel (im philosophischen Verstande) oder wie Sie sie nennen wollen. Gesetzt wir kennen alle Buchstaben darin so gut wie möglich, wir können alle Wörter syllabiren und aussprechen, wir wissen so gar die Sprache, in der es geschrieben ist – Ist das alles schon genung ein Buch zu verstehen, darüber zu urtheilen, einen Charakter davon oder einen Auszug zu machen. Es gehört also mehr dazu als Physick um die Natur auszulegen. Physick ist nichts als das Abc. [...]“ (Hamann an Kant, Dezember 1795).<sup>20</sup>

Wie für Lichtenberg hat es also auch für Hamann der „Physiker“, der Naturforscher also, mit bloßen Buchstaben zu tun – doch eben im Erfassen von bloßen Buchstaben erschöpft sich menschliches Erkennen nicht. Wenn nun Kant die Naturbuchmetapher verwendet (wobei er von Hamann wie auch von Hermann Samuel Reimarus angeregt worden sein mag), so liegt der Akzent ebenfalls auf der Aktivität des Lesers. Ein loses Blatt, beschriftet um 1780 – also zur Zeit der Entstehung der Vernunftkritik – trägt die Bemerkung: „die Natur ist unsere Aufgabe, der Text[!] unserer Auslegungen“.<sup>21</sup> Sind schon „Auslegungen“ stets vom Auslegenden zu verantworten, so ist die Kennzeichnung der Natur als eine „Aufgabe“ des erkennenden Menschen noch besser geeignet, diesen in einer aktiven Rolle vorzustellen. Kant mag zwar der Naturschriftidee weniger verbunden sein als Hamann – dem transzendentalphilosophischen Ansatz ist die Schriftmetaphorik aber ganz offenbar gut kompatibel.<sup>22</sup>

Wie Gerold Prauss betont, ist Kants Rückgriff auf das Schriftmodell primär durch das Bestreben motiviert, auf transzendentalidealistischer Basis eine Theorie der Bestimmung von „Gegenständen“ zu entwickeln. Dieser Prozeß der Bestimmung sei nach Kantischen Prämissen ein „Deuten“ von Erscheinungen. So wie das Deuten von Buchstaben auf deren Bedeutung abziele, so ziele das Deuten von Erscheinungen auf den objektiven Gegenstand; so wie Lektüre nicht bei den Buchstaben stehenbleibe, so wenig halte sich Erkenntnis bei den Erscheinungen auf, obwohl sie von diesen notwendig ausgehe.<sup>23</sup> (Hier ist also zunächst einmal nur von einem Analogieverhältnis zweier Tätigkeiten die Rede.) Der Begriff des „Bestimmens“ zielt nun bei Kant sowohl auf ein „Bestimmen“ von Erscheinungen ab (Erfahrung vollzieht sich als Bestimmen von Erscheinungen durch empirische Begriffe), als auch auf ein hieran anknüpfendes „Bestimmen“ objektiver Gegenstände. Eben dieser Doppelsinn des Terminus „Bestimmung“ kann nun laut Prauss dadurch deutlicher akzentuiert werden, daß er durch den Begriff des „Deutens“ ersetzt wird – verweise doch dieser Ausdruck auf eine Doppelheit von



Gedeutetem und Erdeutetem.<sup>24</sup> Das Lektüre-Modell erlaubt die Integration verschiedener Instanzen in eine konsistente Theorie: des „Erdeuteten“ (d.h. des Gegebenen, aber noch nicht Bestimmten), des „Gedeuteten“ (d.h. des Erfahrungs-Gegenstandes) und des Deutenden (d.h. der transzendental-produktiven Instanz).<sup>25</sup> So entwickelt Kant auf der Basis der schriftmetaphorischen Tradition ein Konzept der Erfahrung, insofern diese über die Erscheinungen hinausgeht; die Beziehung des Subjekts zu seinen Gegenständen wird in ihrer Doppelheit als zugleich rezeptive (auf affizierende Erscheinungen bezogene) und produktive (als erdeutende und beurteilende) explizierbar.<sup>26</sup> Keineswegs willkürlich und selbstgesetzlich, ist die Lektüre von Erscheinungen doch ein Prozeß aktiver Transformation: eine Verwandlung phänomenaler Daten in Erfahrungen.<sup>27</sup> In dem Maße übrigens, in dem die romantische Hermeneutik die Produktivleistung des Lesers bei der Deutung von Schriften akzentuiert, wird sich das bei Kant entworfene Lesemodell zu einer Theorie des transzendental-produktiven Ichs entwickeln. Schon für Lichtenberg (der romantische Positionen damit antizipiert) „liest“ ja der Erkennende „seine“ Ordnung in die Fülle der Erfahrungsdaten hinein, arrangiert die Lettern der Welt zu Texturen, welche der Grammatik seines Erkenntnisvermögens korrespondieren (J 392).

Im Kantischen „Opus Postumum“ finden sich Ausführungen, die zu diesem Gedanken Lichtenbergs stimmen. Nochmals wird hier zwischen ‚authentischer‘ und ‚doktrinaler‘ Interpretation (von Gesetzen und Lehren) differenziert; dadurch sollen divergente Erkenntnisverfahren charakterisiert werden. Gleichnisweise wird Natur einmal mehr als Text betrachtet – hat man doch „die Phänomene durch die sich die Natur vor uns aufdeckt als eine Sprache die sie an uns tut vorgestellt [!] die als Hieroglyphe auszulegen wir aufgefordert werden“.<sup>28</sup> ‚Authentisch‘ heißt für Kant nunmehr eine Auslegung der Natur, welche die einzelnen Erkenntnisse „wörtlich“ nimmt und es beim Wortwissen, also bei der Einzelerkenntnis, beläßt. Die ‚doktrinale‘ Auslegung hingegen stellt systematische Zusammenhänge her. Erst durch die Zusammensetzung von Einzelerkenntnissen entsteht das Ganze einer systematischen „Natur“ – so wie das Ganze eines Textes aus Wörtern entsteht“. Dabei aber verläßt die erkennende Instanz das Terrain des authentisch Abgesicherten. Hans Blumenberg hat in seinen Überlegungen zum „Opus Postumum“ betont, daß hier die Lesemetaphorik den empiristischen Ansatz hinter sich lasse:

„Die empirische Lesbarkeit des Textes der Natur ist [...] als gesichert vorausgesetzt; seine systematische Einheit ist es, was durch Hinzunahme von mehr Apriorität erschlossen werden muß, aber auch den Text nicht dort läßt, wo und wie er da stand. [...] Buchstabieren führt zwar zur Zusammensetzung der Wörter, aber schon deren Verständnis als der Indikatoren dessen, was an Bedeutung das Lesbare ist, erfordert den Besitz eben des Wortschatzes und der sprachlichen Strukturen, die in den Akten des Lesens nur aktualisiert werden“.<sup>29</sup>

Damit wird die Frage nach der Lesbarkeit der Dinge zur Frage nach den Möglichkeitsbedingungen solcher „Sprach“-Kenntnis, nach dem Ursprung dieser „sprachlichen“ Ordnung, dem sprechenden „Subjekt“.

Es überrascht nicht, wenn Lichtenberg verschiedentlich seine Affinität zur Erkenntnistheorie Kants betont. Ihm leuchten sowohl die Unfaßlichkeit eines „Dings an sich“ als auch die daraus folgende Notwendigkeit aktiver transzendentaler Konstitution von Erkenntnisgegenständen ein. Das beobachtete Objekt gilt auch ihm als Produkt des Beobachtungsprozesses und seiner immanenten Gesetzmäßigkeit.<sup>30</sup> Das menschliche Subjekt erkennt keine „Äußere[n] Gegenstände, denn es ist ihm „unmöglich, aus sich heraus zu gehen“: „Wenn wir glauben, wir sähen Gegenstände, so sehen wir bloß uns. Wir können von nichts in der Welt etwas eigentlich erkennen, als uns selbst, und die Veränderungen, die in uns vorgehen“ (H 151). Klammert man einmal aus, daß Lichtenberg hier der transzendentalphilosophischen Wendung mit ihrer Verabschiedung des „Dings an sich“ eine bei Kant keineswegs so gemeinte skeptizistische Wendung gibt, so bestätigt sich mit der Bemerkung, der Erkennende erkenne letztlich nur sich selbst, natürlich der Grundgedanke des Kantischen Kritizismus. Plausibel wird, warum erkenntnistheoretische Reflexion transzendente Reflexion ist und bei der Frage nach den subjektimmanenten Bedingungen von Erkenntnis anzusetzen hat. (Übrigens weist Lichtenberg auf die Problematik hin, der oben formulierten Einsicht sprachlich Rechnung zu tragen, indem er den Kantischen Vergleich der transzendentalphilosophischen mit der Kopernikanischen Wende aufgreift: „Unsere Sprache darf aber in diesem Stücke nicht philosophisch sein, so wenig als sie in Rücksicht auf das Weltgebäude kopernikanisch sein darf“ H 151). Geht es im Erkenntnisprozeß nicht um die Rezeption von gegebenen Gegenständen, sondern um deren Konstitution, so folgt, daß der wahre Gegenstand philosophischer erkenntnistheoretischer Reflexion jene Strukturen sind, welche das Ich auf das Substrat der Erfahrungsdaten projiziert. Das Subjekt erkennt *sich* selbst, und *nur* sich selbst in den wahrgenommenen Ordnungen; mit dieser Einsicht verbindet sich unter anderem die Absage an jene Physiko-Theologie.<sup>31</sup> Kants Kategorienlehre zielt auf die Grundstrukturen solcher Organisation von Gegenständlichkeit ab; Lichtenberg, eher an den Modalitäten des empirischen Beobachtungsprozesses interessiert, erinnert ganz konkret an das Hineinlesen von figürlichen Ordnungsmustern ins Ungeordnete:

„In einer Menge gleichförmig verteilter Punkte könnte ich allerlei Zeichnungen sehen und allerlei Muster, die an einem Ende der Fläche erst gehörig gefaßt sich bald auch im übrigen finden würden. So ließe sich in der größten Unordnung Ordnung sehn, so wie Bilder in den Wolken und auf bunten Steinen“ (J 532).

Daß letzterer Vergleich dem Novalisschen Bild von einer natürlichen Chiffrenschrift in den „Lehrlingen zu Sais“ nahesteht, sei angemerkt – vor allem wegen der charakteristischen Differenz: Anders als für Novalis unterliegt die Textord-

nung der Welt für Lichtenberg stets zumindest dem Verdacht, bloß eine verkappete Unordnung zu sein. Interessanter noch ist es, daß Lichtenberg bei seinen spekulativen Annäherungen an die Kantische Lehre auf Schrift- und Sprachmetaphern rekurriert. Die Einsicht, daß das Subjekt sich nicht nur rezeptiv verhalte, kleidet er in das Bild einer schon beschrifteten Tafel: „eine bloße tabula rasa ist in dem Sinne unmöglich“ (K 74; vgl. auch H 147). Das Kantische Bild des Dialogs zwischen Subjekt und Objekt liegt auch für Lichtenberg nahe, wenn es darum geht, die Affektion der erkennenden Instanz durch Gegenständliches zu umschreiben:

„Der Philosoph kann mit seiner Annahme von Materien nicht behutsam genug verfahren. Was wir durch Materien und zwar durch Flüssigkeiten erklären könnte weiter nichts sein als transzendente Affinitäten. Daß ich einen Körper sehe und er meine Substanz *anredet*, und das aus einer größern Entfernung wenn die Sonne über dem Horizont ist, ist erhöhte Affinität. Mein Gefühl redet die Kugel im Dunkeln noch an. Denn wie Gegenstände außer mir mein Erkenntnis-Vermögen affizieren weiß ich nicht“ (J 2147).

Das Bild einer Befragung der Natur läßt sich auch ins Ironische transponieren: Wer über die Dinge alles weiß (oder zu wissen glaubt), stellt ihnen nur solche Fragen, die er sich (vermeintlich) schon selbst beantworten kann, und die Objekte geraten in die Situation dessen, der einen festliegenden Rollentext sprechen muß. Immerhin: Das Experiment ist auch in dieser Akzentuierung ein Prozeß der Kommunikation – wenngleich zu bedenken ist, daß nicht jede Kommunikation zu neuen Informationen führt.

„Nachdem wir nun die Natur durchaus kennen, so sieht ein Kind ein, daß ein Versuch weiter nichts ist, als ein Kompliment das man ihr noch macht. Es ist eine bloße Zeremonie. Wir wissen ihre Antworten schon vorher. Wir fragen die Natur wie die großen Herrn die Landstände um ihren Konsens“ (E 332).

Lichtenberg und Kant – so läßt sich zusammenfassen – erinnern bei der Reflexion über den Erkenntnisprozeß daran, daß „Texte“ nichts Vorgegebenes sind. Man muß sie sich erarbeiten, und zwar, zumindest was den „Text“ der Natur angeht, in einem Prozeß des aktiven, eigenverantwortlichen und idealiter bewußten Zusammenlesens. Wird ein Dialog mit der Natur angestrebt, so muß diese gleichsam zuerst die Sprache des erkennenden Subjekts erlernen. Daß die konstitutive Bedeutung der menschlichen Sprache für die Erfassung der Wirklichkeit bei Lichtenberg ambivalent gesehen wird, sei betont: Wer der Suggestivkraft von Wörtern und Wendungen traut, ist zu mancherlei ungeahnten Einsichten fähig, setzt sich aber auch oftmals Irrtümern aus. Und er macht sich „seine“ Wirklichkeit mithilfe von Wörtern förmlich selbst zurecht.

### 3. Transzendente Gegenstandskonstitution als Schreibprozeß: Zu einer neuen Funktion des Schriftmodells bei Kant

Das Schriftmodell bildet aber auch aus einer weiteren Perspektive das Gerüst der Kantischen Transzendentalphilosophie, wie Friedrich Kaulbach in ausführlichen Studien dargestellt hat.<sup>32</sup> Kaulbachs Kantinterpretation zentriert sich um den Begriff der Bewegung: Zeit und Raum sind – so der Grundgedanke – gemeinsam in der Bewegung gegründet. Für Kant läßt sich Zeit, wenngleich „kein Gegenstand äußerer Anschauung“, doch vorstellen „unter dem Bild einer Linie, sofern wir sie ziehen“.<sup>33</sup> Das Ziehen einer Linie wäre demnach Modell für die aller Anschauung zugrundeliegende Anschauungsform der Zeit selbst. Analoges gilt für die der Räumlichkeit unterworfenen Gegenstände der äußeren Anschauung. Daß die Erfassung eines Gegenstandes durch das Denken schlechthin gleichbedeutend mit seiner Konstitution *als* Gegenstand ist, expliziert Kant, indem er auf die Konstruktion von geometrischen Figuren durch eine sie beschreibende Hand verweist. Kreise etwa entstehen, indem sie „beschrieben“ werden; das Grimmsche Wörterbuch nennt unter den Autoren, die Belege dieser Bedeutung von „beschreiben“ liefern, neben Wieland und Jean Paul – Kant selbst.<sup>34</sup> Der Schreibakt – genauer: dessen physisch-konkrete Dimension, nicht das Schreiben von Wörtern einer gegebenen Sprache – wird damit zum Modell der Verstandestätigkeit.<sup>35</sup> Das Vorstellen eines in Raum und Zeit situierten Gegenstandes und dessen ‚beschreibende‘ Konstruktion sind kongruent. Letztlich ist die so begriffene Wirklichkeit selbst prozessual, Manifestation der Produktivität des Erkennenden, der simultan zum Erkennen dessen Gegenstände konstituiert. Die im obigen Sinne ‚beschriebene‘ Linie ist zugleich räumlich und zeitlich. Der Terminus „Beschreibung“ besagt hier jedoch noch mehr als der umgangssprachliche Ausdruck: Die produktive Einbildungskraft „schreibt“ sich laut Kant nämlich in Raum und Zeit ein und bringt durch diese Bewegung die Anschauungsgegenstände hervor. Kants Transzendentalphilosophie thematisiert nichts anderes als die produktive Arbeit, aus welcher die „Figuren der Natur“ (so Kaulbachs pointierte Paraphrase) entstehen.<sup>36</sup> Diese Figuren können als „Buchstaben der Vernunft“ gelten, welche sich zu deren „Handschrift“ zusammenschließen.<sup>37</sup> Im Schreibprozeß reflektiert sich modellhaft die synthetisierende Leistung eines Bewußtseins, das seine Gegenstände erkennen kann, weil es sie nach Konstruktionsregeln und nach Maßgabe seines Lese-Vermögens – wenn man so will: nach der Schreibregel und Grammatik des Intellekts – selbst hervorgebracht hat. Wird gerade das Schreiben zum Modell raumzeitlicher Gegenstandskonstitution (die geschriebene Linie ist ein räumliches Gebilde, dessen Erstreckung zugleich auf den Verlauf seiner Entstehungszeit verweist), so liegt für Kant der Akzent auf dem Prozeßcharakter der Beschreibung von Linien und Figuren, nicht auf der fertigen Schrift als Produkt. Der Begriff der „Bewegung“ vermittelt zwischen sich bewegender Instanz und dem Raum, in welchem diese sich bewegt. Kant versucht grundsätzlich, mithilfe des Bewegungsbegriffs die spekulative Erblast des

Dualismus zwischen Intelligiblem und Phänomenalem zu überwinden. Schreibt sich das Subjekt in Raum und Zeit ein, so kommt es als ein selbst nicht Raum-Zeitliches zu seiner raumzeitlich organisierten Wirklichkeit. Indem Raum und Zeit als durch eine Bewegung des Sich-Einschreibens erschlossen gelten, wäre der Abgrund zwischen intelligiblem Subjekt und Phänomenalität aufgehoben.

Diese Interpretation der transzendentalen Arbeit als Schreibakt wird in der Schematismus-Lehre bekräftigt. Das „Schema“ ist der Vollzug einer Bewegung, ist die Durchführung einer methodischen Vorgabe – also ein Weg, den die transzendente Einbildungskraft beschreibt, um einem Begriff die ihm korrespondierende Anschauung zu verschaffen.<sup>38</sup> Im Verfahren der Schematisierung werden nicht fertige Bestandteile zu Figuren zusammengefügt, sondern Figuren beschreibend hervorgebracht; das Schema, von Kant bezeichnenderweise „Monogramm der reinen Einbildungskraft“ genannt („Kritik der reinen Vernunft“, B 181/A 142), ist als „Vollzugsform“ die Regel, nach welcher sich der aller Gegenständlichkeit zugrundeliegende Schreibprozeß der Vernunft vollzieht. Jegliche Tätigkeit des wirklichkeitskonstitutiven Intellekts wird vorstellbar im Bild einer ‚transzendentalen Hand‘. Das dabei entstehende „Buch der Natur“ ist für Kant – ähnlich wie für Galilei – im wesentlichen in geometrischen Figuren abgefaßt. Die Konzeption der Natur-Schrift erhält mit Kants Kritizismus also einen neuen, wenn auch historisch nicht unvorbereiteten Sinn. Denn die von Kant vorgestellte Variante des „Naturbuchs“ kann auf eine Naturauffassung aufbauen, wie sie etwa im Physikkommentar des Robert Grosseteste entworfen wird: Hier ist es die „natura agens“, welche die gegenständliche „Natur“ schreibt (vgl. Kaulbach 1, 467). Kants „Naturbuch“ stellt sich nun dezidiert als Resultat einer vom Ich zu leistenden Schreibearbeit dar. Kant dynamisiert den Wirklichkeitsbegriff, indem er die Bewegung (deren Paradigma das Schreiben ist) zum transzendentalen Prinzip erhebt (vgl. Kaulbach 3, 119). Das Kantische Subjekt ist im wesentlichen bereits Subjekt eines Arbeitsprozesses; es erhält seine „Wahrheiten“ nicht vorgegeben. Liefern ihm die Sinne auch gleichsam sein „Material“, so liegt die synthetische Leistung doch bei ihm selbst als spontan-konstruktiver Instanz. Schreibt der produktive Verstand den Gegenständen ihre Gestalt vor, so geht von der Frage nach der Übersetzbarkeit der Erfahrungsgegenstände in die Zeichensprachen der Menschen keine besondere Beunruhigung aus. Das „Ding an sich“ wird als spekulatives Konstrukt zwar eingeführt, aber aus dem Bereich zu erkennenden Gegenständlichkeit verbannt; verbannt wird damit die denkbare Instanz einer allen Lesbarkeitswünschen widerständigen Faktizität. Wie es für Kant keine Differenz zwischen lesbarer Wirklichkeitsschrift und einem unlesbaren oder allenfalls unzulänglich übersetzbaren Urtext gibt, so gibt es auch auf der Ebene der Gegenständlichkeit keine Kontinuitätssprünge, keine Brüche. Die Handschrift der schematisierenden Einbildungskraft erzeugt bei Kant kohärente Schriftzüge; sie ist stetig und verläßlich.

#### 4. Poetologisch-ästhetische Perspektiven der Schriftmetaphorik

##### 4.1. Die Autobiographie als Lebens-Buch

Lichtenberg, der mit seiner Vorstellung konjekturaler Lektüre (J 2154) einer Lettern-Welt auf die Kantische Idee vom transzendentalen Subjekt als dem Autor der Weltchrift immerhin vorausweist, geht nun selbst niemals soweit, die „Natur“ vom Menschen „schreiben“ statt „lesen“ zu lassen; zu nachhaltig wirkt die Grundeinstellung des Empirikers und Experimentalphysikers, der sich von der Natur belehren lassen will. *Ein* „Buch“ freilich gibt es, zu dessen selbständiger Abfassung Lichtenberg den Menschen explizit ermuntert: Das ‚Buch des Menschen‘. Die Emanzipation von fremden Lehren und Meinungen, der Mut zum Selbstdenken, erscheint in einer Notiz von 1777 als die Bedingung dafür, daß das Ich sich selbst offen steht wie ein Buch – ohne die Vermittlung irgendeiner fremden Sprachlehre (vgl. F 734). Die Übernahme fremder Meinungen (aus vorgegebenen fremden Büchern!) bringt einen „künstlichen“ Menschen hervor, der bloß fremde Texte kopiert und reproduziert, ja selbst ein Stück reproduzierter Literatur ist. Das seiner selbst bewußte und seine Besonderheit behauptende Individuum hingegen „schreibt“ sich selbst:

„Es gibt etwas in uns, das beinahe so schwer abzulegen ist als der alte Adam, das uns immer zum Künstlichen und dem dem Künstlichen so nahe verwandten Schlechten treibt, und was ist das? Antwort wir werden nicht angehalten individua im Denken zu werden. Wir lesen zu früh, gesetzt es seien auch die alten Schriftsteller, wie soll man ein Kind verhindern, daß es nicht bloß lernt, wie Herder sagt, denken was die Alten dachten, sondern so denken wie sie dachten. Liberty and property, darauf müssen wir halten. Der Mensch schreibt absolute immer gut wenn er sich schreibt [...]“ (B 95).<sup>39</sup>

Die Grundidee, der Mensch sei ein Buch, eine Transkription fremder Texte oder ein authentischer und individueller Text, läßt manches reizvolle Derivat zu, nicht zuletzt die „Vergleichung einiger Leute mit Büchern“, welche Lichtenberg einmal scherzhaft anstellt (vgl. B 239). Vor allem aber steht sie in enger Interferenz mit Lichtenbergs literarisch-autobiographischer Produktivität: Dessen Schriften, die Vielzahl seiner Aufzeichnungen, oftmals in unmittelbarem Bezug zu seinem Leben stehend, sind gleichsam die literarische Manifestation jenes „Buches“, als das dieser Autor sich selbst begreift. Sich-selbst-Schreiben bedeutet für ihn nicht zuletzt auch immer, das eigene und besondere Erleben und Erfahren in Texten lesbar werden zu lassen.<sup>40</sup> Wieder liegt der Hinweis auf Novalis nahe, der „Leben“ und „Roman“ miteinander koppeln möchte: „Man sollte, um das Leben und sich selbst kennen zu lernen, einen Roman immer nebenher schreiben“.<sup>41</sup> Das für Lichtenberg maßgebliche Programm, möglichst ausführlich und unverhüllt über sich selbst „Buch“ zu führen, in den eigenen „Schreibbüchern“ seine eigene, individuelle „Naturgeschichte“ lesbar zu machen (vgl. J 26), darf als eine charakteristische Modifikation der alten Lebensbuch-Idee gelten. Anders als

die von Göttern geführten oder verwalteten Lebensbücher verschiedener Mythologien<sup>42</sup> ist das Buch des Selbstbiographen offen für alternative Fortsetzungen. Das Ich ist also zur Autorschaft immerhin ermächtigt, ob es diese Chance nun wahrnimmt oder nicht. Gerade die literarische Gattung der Autobiographie trägt zur Selbst-Findung im Sinne einer Konstitution des eigenen Ichs bei: Dieses realisiert seine Identität, indem es sich „zu Buch“ bringt (vgl. G 112). Die vor allem von Schriftstellern des 20. Jahrhunderts vielfach artikulierte Erfahrung, eine Identität, wenn überhaupt, vor allem (oder gar ausschließlich) als Schreibender zu besitzen, bereitet sich bei Lichtenberg zumindest vor. Übrigens nimmt dieser, trotz seiner Vorbehalte gegenüber dem aus Büchern statt aus eigener Erfahrung bezogenen Wissen, das Thema (Auto-)Biographie zum Anlaß, die *prinzipielle* Gleichwertigkeit von Buch und Erfahrung als Erkenntnismedien zu betonen. Man lernt die Menschen nur deswegen meist schlechter aus Büchern kennen, weil diese nicht angemessen ‚zu Buch gebracht‘ werden; wäre dies hingegen der Fall, so könnten Bücher ebenso nützlich sein wie der unmittelbare Blick auf die Wirklichkeit (G 112).

#### 4.2. Literarisches Schreiben als Modell transzendentaler Arbeit

Jene von Kant thematisierte transendentale Produktion der Erfahrungswelt mag im Horizont der Schriftmetaphorik als Kompensation eines Mangels verstanden werden: Das Subjekt produziert sich eine interpretierbare Welt, weil ihm keine vorgegeben ist; es *hat* sie, indem es sie *schafft*. An keiner anderen Form menschlicher Produktivität ist dieser Prozeß einer aktiven Konstitution von etwas, das daraufhin zum Gegenstand der erkundenden Deutung wird, so gut zu illustrieren wie am Schreibprozeß. Charakteristisch für diesen erscheint die Spannung zwischen Produktions-*Regeln* (den Schreibkonventionen, der Bindung an ein Letternreservoir) und *Freiheit* (der Kombinatorik und der Interpretation). Indem Kant die Schreibebeziehung zum Modell eines transzendentalen Entwurfs von Gegenständlichkeit macht, schafft er übrigens die Voraussetzung dafür, daß seine eigene Konzeption produktiv-synthetisierender Erfahrung ihrerseits zu einem Modell wird, nämlich für den Prozeß poetischer Produktion. Und zwar in mehrererlei Hinsicht.

1. Das aktive Sich-Einschreiben des Intellekts in Raum und Zeit ist in einem grundsätzlichen Sinn als „poiesis“ auslegbar. Eine noch tiefere Analogie zur poetischen Produktion im engeren Sinn aber wird dadurch statuiert, daß es sich bei Kant – wie diese – als Herstellung von Lesbarem darstellt. Das erkennende Bewußtsein ist zugleich Konstrukteur von Texten, von Figurentexten der Wirklichkeit. Diese sind lesbar, weil „selbstgeschrieben“. Diese Begründungsfigur aber legt es gerade dem poetischen Schreiben nahe, sich als paradigmatischen Entwurf „lesbarer“ Natur und Geschichte zu interpretieren, als Produktion von Texten, welche auf die Fragen der Ausleger antworten können, weil sie in deren „Grammatik“ verfaßt sind. Der konkrete Schreibprozeß,

zunächst „nur“ Metapher für das Sich-in-Raum-und-Zeit-Hinausschreiben des intelligiblen Subjekts, wird als transzendentaler Prozeß im Sinne Kants begreiflich und explizierbar, weil er sich zuvor als überzeugende Metapher anbot und Verwendung fand. Metaphorisches Substrat (das Schreiben) und sein Signifikat (die transzendente Produktivität des Subjekts) erweisen sich aus transzendentalpoetischer Perspektive als unauflösliche Einheit. Der Befund, daß eine „transzendente Hand“ die „Verfassung des Gegenstandes“ beschreibe (vgl. Kaulbach 1, 466), wird zur poetologischen Leitidee. Es ist kein Zufall, daß das Nachahmungskonzept gerade durch die Kantische Ästhetik endgültig überwunden wird, obwohl die „Kritik der Urteilskraft“ das literarische Schreiben als solches nicht thematisiert. Dafür rückt sie mit der Einbildungskraft jene Instanz ins Zentrum ästhetischer Reflexion, welche der Schematismus-Lehre zufolge die Figuren der Wirklichkeit schreibend generierte.<sup>43</sup>

2. Die Synthese der „Figuren“ gegenständlicher Wirklichkeit – die als Schriftfiguren vorgestellt werden – beruht für Kant auf der ursprünglichen Einheit der transzendentalen Instanz, des „schreibenden“ Subjekts.<sup>44</sup> Auch dieser Gedanke wird poetologisch fruchtbar. Der Einheitsgrund für die Entwürfe lesbarer Natur und Geschichte ist im literarischen Prozeß das schreibende (hier: das empirische) Subjekt; dieses hat für deren Zusammenhang einzustehen. Beantwortet Kant mit der Konzeption einer in Raum und Zeit ausgreifenden (Schreib-)Bewegung des Subjekts die Frage, wie Intelligibles und Phänomenales als verkoppelt zu denken wären, so wird der poetische Schreibakt als ein Prozeß interpretierbar, in dessen Verlauf die Bewegung der Imagination eine raumzeitlich organisierte „Welt“ erzeugt. Sind die Bücher von Natur und Geschichte selbst zuletzt Projekte der poetischen Einbildungskraft?
3. Mit jener „Dynamisierung“ des Wirklichen, wie sie in der Zentrierung Kantischer Transzendentalphilosophie auf den Bewegungsbegriff impliziert ist, sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß sich auch in der dichtungstheoretischen Spekulation das Interesse auf den Produktions-, den Schreibprozeß verlagert. Gegenüber der „Beschreibung“ (im Kantischen Sinne), der Realisation von Lesbarem, wird das Produkt als zweitrangig begriffen. Die häufigen Reflexionen über den Schreibvorgang innerhalb romantischer und moderner Literatur sind zu verstehen als Hinweis auf jenes Ableitungsverhältnis. Daß die progressive Schreibbewegung den Primat vor jeder Figur besitzt, welche sie generiert, daß der Fortgang der Poesie wichtiger ist als die Artefakte selbst, wird etwa mit dem Schlegelschen Begriff einer progressiven Universalpoesie betont.

Bei allen Differenzen zwischen Kants und Lichtenbergs Modifikationen des Welt-schrift-Gleichnisses bestehen entscheidende Konvergenzen im Grundsätzlichen. Beide distanzieren sich von der einstigen Implikation eines der Erscheinungswelt eingeschriebenen Sinnes. Korrelativ zur Einsicht, daß das Ich nichts aus den Dingen herauslesen kann, wird seine Produktivität betont – nicht nur bei Kant, sondern auch mit Lichtenbergs Deutung von Erfahrung als konjekturaler Prozeß.



Insofern erst durch das Zusammenlesen von „Anfangsbuchstaben“ und deren Ergänzung ein deutbarer Text entsteht, wird ja auch hier der einstige Welt-Leser zum Autor. (Hier besteht eine deutliche Analogie zur romantischen Hermeneutik mit ihrer Idee einer Identität von Leser und Autor). Lichtenbergs Konjekture-Modell ist freilich insofern ambivalent, beunruhigend und latent skeptizistisch, als es die Vorstellung eines leider nicht zu rekonstruierenden Idealtextes niemals ganz suspendiert.

Kants Zuschreibung der Autorschaft am Weltbuch an das produktive transzendente Subjekt impliziert demgegenüber nicht nur einen Prozeß der Säkularisierung (indem sich die Frage nach einem transzendenten Sinn erübrigt), sondern jenes Buch wird zugleich damit auch entproblematisiert: Vom Subjekt produziert, ist es *als* ein solches Produkt lesbar, luzide und homogen. Dieser spekulative Ansatz stellt freilich nur eine Filiation des traditionsreichen Topos dar, der gerade in der Romantik andere gegenüberstehen. Bezweifelt, ja bestritten werden schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts sowohl die Stetigkeit des Welttextes als auch seine Entzifferbarkeit. Das erkennende Ich tritt aus der Rolle des souveränen Autors in die des hilflosen Betrachters von „Hieroglyphen“; es wird bestenfalls zum buchstabierenden Kind, das sein Abc erst lernen muß, um am Welttext Letter um Letter mühsam zu entziffern – und das dabei womöglich diesen Text nicht einmal ganz, sondern immer nur in Ausschnitten zu sehen bekommt. Hamann schon verwendet die Naturschriftmetapher im skizzierten Sinn. Er betrachtet die Naturlehre als eine Buchstabierkunst, welche den Welttext jedoch nie völlig erschließe. Denn dieser gleiche einem hebräischen Text, der in Konsonanten verfaßt sei, zu denen „der Verstand die Punkte setzen muß“.<sup>45</sup> Damit steht er Lichtenberg nahe, bei dem ja – wie gezeigt – die Schriftmetapher zum Vehikel skeptizistischer Befunde über die grundsätzlich nur partielle Lesbarkeit von Natur und die Fragwürdigkeit der notwendigen Konjekturen durch den Weltleser wird. Der Arbeit des schreibenden Menschen käme angesichts einer „unlesbaren“ Wirklichkeit vielleicht eine ganz anders zu akzentuierende Rolle zu: Ist die „Welt“ der Literatur am Ende ein *Substitut* der Erscheinungswelt, weil diese letztere sich jedem deutenden Zugriff entzieht? Auch hier rückt, wenngleich mit anderer Begründung als bei Kant, das Ich primär in die Rolle des Autors, und das Selbstbewußtsein des Schriftstellers wäre die positive Kehrseite aller Selbstzweifel des Welt-Lesers. Die Frage, woher die Texte der Menschen angesichts einer gegenüber jeglicher Sinn-Hypothese indifferenten Faktizität ihren eigenen „Sinn“ beziehen, bleibt dabei auf beunruhigende Weise offen. Ist der Bücherschreiber eine sinnstiftende Instanz wie einst der göttliche Verfasser des Welttextes? Oder multiplizieren seine schriftlich fixierten imaginativen Entwürfe nur ein sinnloses Universum? Eine andere skeptische Frage wird etwa Robert Musil anlässlich der Beobachtung stellen, daß Schriftsteller den erzählten Erfahrungsdaten den Zusammenhang einer Geschichte zu geben pflegen: Ist es überhaupt legitim, schreibend „Kontexte“ zu stiften, welche den Leser über die Inkohärenz der Welt hinwegtäuschen und -trösten?

Erkenntnistheorie und Poetik operieren (bei unterschiedlichen Akzentuierungen) bis in die Gegenwart hinein mit dem nur scheinbar so anachronistischen Weltschriftgleichnis. Jene Idee einer „Lektüre“ der Erscheinungen überlebt die einst implizierte Sinnhypothese, da sie als Metapher für eine ausschließlich immanente Betrachtung der Wirklichkeit durchaus brauchbar ist; jeweils eine Erscheinung gilt dann als Zeichen oder Spur umfassenderer (und imaginativ vielleicht sogar rekonstruierbarer) Kontexte. Daß man sich etwas aus Partikeln möglicher Zeichenmaterie zusammenlesen – oder gar selbst schreiben – muß, wenn man etwas zu lesen haben will, ist eine transzendentalphilosophische und dichtungstheoretische Einsicht von unveränderter Aktualität. Lesbares produzierend, reagiert der Mensch auf die Unlesbarkeit des Faktischen – auf die der äußeren Gegenstände wie auf die des eigenen Inneren.

- 1 Vgl. dazu: Monika Schmitz-Emans: *Entzifferung, Buchstabieren und Konjektur. Aspekte und Funktionen des Weltschriftgleichnisses bei Lichtenberg*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch* 1991. Die Überlegungen dieses Beitrags werden mit dem vorliegenden Text fortgesetzt.
- 2 *Kant's Gesammelte Schriften. Akademie-Ausgabe* 5, 1913, 301. Nach dieser Ausgabe wird im folgenden zitiert. Im Fall der *Kritik der reinen Vernunft* wird, wie allgemein üblich, die Seitenzählung der ersten und zweiten Auflage berücksichtigt: A = erste Auflage = 4, 1911; B = zweite Auflage = 3, 1911.
- 3 Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke und Briefe*. Hrsg. v. Günter Mieth 1, 1970, 137. Der Kommentar zu diesem Motto (S. 959) nennt als Bezugstext den 42. Paragraphen der *Kritik der Urteilskraft* mit seiner oben zitierten Formulierung.
- 4 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *System des transzendentalen Idealismus*. Mit einer Einl. v. Walter Schulz 1957, 277.
- 5 Schelling (wie Anm. 4), 297.
- 6 August Wilhelm Schlegel: *Vorlesungen über Schöne Literatur und Kunst*. 1. Teil: *Die Kunstlehre*. 1884, 91. (= *Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Bernhard Seuffert, H. 17).
- 7 A. W. Schlegel (wie Anm. 6), 91: „Dichten (im weitesten Sinne für das poetische allen Künsten zum Grunde liegende genommen) ist nichts andres als ein ewiges symbolisieren: wir suchen entweder für etwas Geistiges eine äußere Hülle, oder wir beziehen ein Äußres auf ein unsichtbares Innres“.
- 8 „Das Universum ist ein Gedanke Gottes. [...] Also giebt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft die mir ähnlich ist. Die Geseze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammen fügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen – das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besizers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftigt empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnden lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation,

der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike im Herculaneum hervorgegraben – beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte – ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo“. (Friedrich Schiller: *Philosophische Briefe*. Hrsg. v. Benno v. Wiese. In: *Werke, Nationalausgabe* 20, 1962, 115 f.) Von den unverständlichen Chiffren der Natur ist an anderer Stelle die Rede: 20, 274.

- 9 F. Schiller: *Über Matthissons Gedichte*. Hrsg. v. Herbert Mayer. In: *Werke, Nationalausgabe* 22, 1958, 272 f.
- 10 Zur „Theosophie“ vgl. Hans Blumenberg: *Die Lesbarkeit der Welt* 1981, 221: „Schillers theosophische Metaphorik ist konfus gearbeitet: von ‚Chiffren‘ zu reden ergibt keinen guten Sinn, wenn man für das Verhältnis zur Natur zugleich die Art des Verständnisses einer antiken Statue zu Hilfe nimmt“.
- 11 Schiller (wie Anm. 9), 273. Vgl. Bengt-Algot Soerensen: *Symbol und Symbolismus in den ästhetischen Theorien des 18. Jahrhunderts und der deutschen Romantik* 1963, 10: „Das Symbol dient [bei Schiller] also nicht wie bei Goethe dazu, das Geheimnis der objektiven Natur dem ahnenden und fühlenden Menschen zu offenbaren, sondern dieser Symbolbegriff reißt die landschaftliche Natur sozusagen aus ihrer objektiven Sphäre heraus und spielt sie in den subjektiven Bereich des Menschlichen hinüber“.
- 12 Anlaß zu dieser Bemerkung ist die Feststellung, daß die Folgen der Hogarthschen Kupferstiche eine moralische Ordnung der Geschichte vorspiegeln, die in Wirklichkeit nicht existiere: sterben doch bei Hogarth die „Missethäter [...] alle eines natürlichen Todes“ (913). Hogarths „poetische“ Justiz ist demnach unrealistisch und ignoriert die Spielregeln der dargestellten Welt. Lichtenberg konstatiert hier also einen Verstoß gegen das Gebot der „Mimesis“ (wenn man dieses Gebot auf kleinliche Weise wörtlich nimmt). Allerdings scheint ihn dieser Verstoß erstens nicht zu stören; zweitens wäre es gerade hinsichtlich der moralischen Weltordnung vielleicht in der Tat wünschenswert, wenn die Wirklichkeit der Dichtung folgte. Drittens dann wird gerade im Anschluß an unsere Bemerkung bekräftigt, „wie richtig Hogarth übrigens gesehen und wie wahr er gezeichnet hat“ (914): Die Wahrheit und Richtigkeit künstlerischer Darstellung liegt also offenbar auf einer anderen Ebene als der einer bloßen Reproduktion des Faktischen.
- 13 Jean Paul: *Vorschule der Ästhetik*, § 2. In: *Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller 1959 ff., 5, 32. Die „poetischen Materialisten“ sind Jean Paul allerdings lieber als die jeden Wirklichkeitsstoff verschmähenden „Nihilisten“. Zur Lesbarkeitsmetaphorik bei Jean Paul vgl. Monika Schmitz-Emans: *Der verlorene Urtext. Fibels Leben und die schriftmetaphorische Tradition*. In: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft* 1991/92.
- 14 Vgl. Anm. 1.
- 15 Zu Lichtenbergs analogen Vorbehalten gegen anthropomorphisierende Gottesvorstellungen und voreilige Vergleiche der Schöpfung mit menschlichen Artefakten vgl. J 1856.
- 16 Kant: *Werke* 8, 1923, 264.
- 17 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B XV f. – Zu diesem Neuansatz der Transzendentalphilosophie vgl. vor allem Friedrich Kaulbach: *Die Copernicanische Denkfigur bei Kant*. In: *Kant-Studien* 64, 1973, 30 ff.
- 18 Prolegomena, in: Kant: *Werke*, 4. Aufl., 1911, 312. Vgl. die Variante dieser Metapher in der *Kritik der reinen Vernunft*: Der Platonismus sei Ausdruck des Ungenügens an empirischer Erkenntnis, die eben ein solches Buchstabieren ist: „Plato bemerkte sehr wohl, daß unsere Erkenntniskraft ein weit höheres Bedürfnis fühle, als bloß Erschei-

- nungen nach synthetischer Einheit buchstabieren, um sie als Erfahrung lesen zu können“ (A 314/B 370 f.).
- 19 Gerold Prauss, der dem Schriftmodell bei Kant konstitutive Bedeutung zuschreibt, („Kants Theorie der Erfahrung“ lasse sich „bis in Einzelheiten hinein an diesem Schriftmodell veranschaulichen“; das Lese-Modell stehe im „Zentrum von Kants Theorie der Erfahrung“), hat dessen Einzelmomente ausführlich expliziert und kommentiert; auf Prauss’ Darstellung stützen sich die folgenden Erörterungen. G. Prauss: *Erscheinung bei Kant. Ein Problem der ‚Kritik der reinen Vernunft‘* 1971. Zitat: 97. 99. – Vgl. 95 f.: „Damit man sie jeweils ‚als Erfahrung lesen kann‘, müssen Erscheinungen, die als solche noch nichts dergleichen sind, zu so etwas die ‚Buchstaben‘ in einem ursprünglichen Akt des ‚Buchstabierens‘ allererst gemacht werden. Nur wenn man sie bereits im vorhinein als so etwa wie ‚Buchstaben‘ überhaupt faßt, vermag man solche Erscheinungen dann auch in bestimmter Weise als Erfahrungen zu ‚lesen‘“. – Erfahrung kommt dann erst zustande durch die Vereinigung von Erscheinung und Kategorien zur Erzeugung des bestimmten Objekts; auch hier macht sich das Lese-Modell wieder geltend. Prauss expliziert, „wie sich das ‚Lesen‘ der Erfahrung als Deutung von Erscheinungen nach Kants Theorie durch Anwendung von Relationskategorien vollzieht“ (114).
- 20 Kant, *Werke* 10, 1922, 28.
- 21 Kant: *Reflexionen zur Metaphysik*. Nr. 5637. In: *Werke* 18, 1928, 274.
- 22 Zu Kant und seiner Beziehung zur Lesbarkeitsmetapher vgl. auch Blumenberg (wie Anm. 10), 190 ff.
- 23 Vgl. Prauss (wie Anm. 19), 49. Als „Buchstaben“ der Erscheinungswelt interpretierbar sind auf Kantischer Grundlage etwa die geometrischen Figuren (96). „Farbformen“, die „ursprünglich zu Buchstaben ‚buchstabiert‘ werden“ (98), wären das eigentliche Analogon ‚bloßer‘ Erscheinungen: „So wenig bloße Farbformen, die mir vorliegen, als solche für mich schon Buchstaben sind, so wenig habe ich durch bloß gegebene Erscheinungen bereits ein Bewußtsein eines Gegenstandes“. (98) Die Erscheinung *als* Gegenstand muß erzeugt werden, so wie Buchstaben *als* Buchstaben in der Lektüre erzeugt werden.
- 24 Vgl. Prauss (wie Anm. 19), 47 f. Mithilfe des Lese- als eines Deutungs-Modells wird der Übergang von einer Theorie der Erscheinungen als „subjektiver Gegenstände“ zu einer Konzeption objektiver Gegenstände möglich (11).
- 25 Vgl. Prauss (wie Anm. 19) 52. 53. 54.
- 26 Kant sieht, wie Prauss festhält, „keine andere Möglichkeit [...], Erfahrung hinreichend zu erklären, als durch den Aufbau einer Theorie, die sich von vornherein auf die Voraussetzung der Existenz von Erscheinungen stützt“. (wie Anm. 19, 69) Die Notwendigkeit, die Existenz von Erscheinungen vorauszusetzen, ist eine „Hypothek“, welche hinsichtlich der Begründbarkeit der Möglichkeit falscher oder wahrer Urteile aber ihre Vorzüge hat. Das Urteil des Erkennenden über seine Gegenstände dann ist nämlich „Deutung“ – und damit „Gestaltung“; darum kann es auch falsch sein, „mißraten“. Die „Buchstaben“ der phänomenalen Welt können also durchaus auch falsch gelesen werden, obwohl sie *als* Buchstaben noch nicht falsch sein können; Lektüre ist keine willkürliche Bestimmung (74. 80). Im übrigen „können die Buchstaben dem Lesenden die Erdeutung dieses [=ihres] Sinns erleichtern oder erschweren“ (81).
- 27 Vgl. Prauss (wie Anm. 19), 75.
- 28 Kant: *Opus Postumum*, VIII 5, 4. In: *Werke* 22, 1938, 171 f.
- 29 Blumenberg (wie Anm. 10), 196.

- 30 „In der Vorrede zur 2ten und dritten Ausgabe von Kants Kritik [...] kommt viel Sonderbares vor, das ich schon oft gedacht aber nicht gesagt habe. Wir finden keine Ursache in den Dingen, sondern wir bemerken nur das, was in uns herein korrespondiert. Wohin wir nur sehen, so sehen wir bloß uns“ (J 569) – „Die Dinge außer uns sind nichts anderes als wir sie sehen, für uns wenigstens nicht, denn wir können bloß Relationen bemerken, weil die beobachtende Substanz ja beständig in das Mittel tritt. [...]“ (J 681) – „Über unsere Gedanken hinaus nach den Objekten gibt es keine Brücke. Sehr wahr und gut ausgedrückt [...]“ (L 805).
- 31 „Anstatt daß sich die Welt in uns spiegelt, sollten wir vielmehr sagen, unsere Vernunft spiegele sich in der Welt. Wir können nicht anders, wir müssen Ordnung und weise Regierung in der Welt erkennen, dieses folgt aber aus der Einrichtung unsrer Denkkraft. Es ist aber noch keine Folge, daß etwas, was wir notwendig denken müssen, auch wirklich so ist, denn wir haben ja von der wahren Beschaffenheit der Außenwelt gar keinen Begriff, also daraus allein läßt sich kein Gott erweisen“ (J 1021).
- 32 Vgl. zum folgenden F. Kaulbach: *Schema, Bild und Modell nach den Voraussetzungen des Kantischen Denkens*. In: *Studium Generale* 18/Heft 7, 1965, 464 ff. (zit. als Kaulbach 1) – Ders.: *Der philosophische Begriff der Bewegung. Studien zu Aristoteles, Leibniz und Kant* 1965. (zit. als Kaulbach 2). – Ders.: *Die Metaphysik des Raumes bei Leibniz und Kant. Kantstudien/Ergänzungsheft 79*, hrsg. v. Ingeborg Heidemann 1960. (Hier insbes. Kapitel 15: *Der Begriff der transzendentalen Bewegung und der erfüllte Raum* 148 ff.; zit. als Kaulbach 3).
- 33 Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 156. Zeit ist, genauer gesagt, vorstellbar „nicht als Linie, die ein statisches Gebilde darstellt oder als Punktmannigfaltigkeit aufgefaßt wird: vielmehr ist sie als Bewegung, als Gezogenwerden zu deuten [...]“ (Kaulbach 3, 139).
- 34 Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch* 1, 1854, Sp. 1593.
- 35 Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 154: „Wir können uns keine Linie denken, ohne sie in Gedanken zu ziehen, keinen Zirkel denken, ohne ihn zu beschreiben [...]“ – Vgl. auch B 203.
- 36 Wenn Kant den Begriff der „Beschreibung“ im transzendentalphilosophischen Sinne benutzt, orientiert er sich offenbar durchaus an der Vorstellung eines „Schreibens“ im buchstäblichen Sinn. Die Bewegung des Bewußtseins, Produktion der Natur-„Figuren“ (Kaulbach 1, 464), führt schließlich dann auch zur Vereinigung der Teile aller figürlichen Wirklichkeit zu einem Gesamtbild.
- 37 Kaulbach spricht ausdrücklich von einer „Handschrift der konstruierenden Vernunft“. Kaulbach 1, 464: „Die Vernunft verhält sich [...] so, wie ein Schreibender, der auf das Papier Schriftzeichen schreibt. Das schreibende Bewußtsein befindet sich selbst nicht im Raume und in der Zeit, in die hinein es die Schriftzüge produziert, aber im Zuge des Hervorbringens von Schrift dehnt sich dieses Bewußtsein in der Form der Schriftzüge in den Raum und in die Zeit aus“.
- 38 Das Schema ist mit Kants Worten „eine Regel der Bestimmung unserer Anschauung, gemäß einem gewissen allgemeinen Begriffe“ (*Kritik der reinen Vernunft*, B 180), ist die „Vorstellung ... von einem allgemeinen Verfahren der Einbildungskraft, einem Begriff sein Bild zu verschaffen“ (B 179 f.). – Als „Schrift“ ist die Wirklichkeit organisiert nach Maßgabe der Kategorien, die eine „Grammatik“ des Intellekts bilden.
- 39 Zur Wendung vom Menschen, der sich zunächst selbst lesen, dann selbst schreiben soll, vgl. auch Gerhard Neumann: *Ideenparadiese. Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe* 1976, 203 f.
- 40 Vgl. Neumann: *Ideenparadiese* 205.

- 41 Novalis: *Schriften* 2. Hrsg. v. Paul Kluckhohn und Richard Samuel. 1965, 543 f.
- 42 Zur Lebensbuch-Idee vgl. den Art. *Buch des Lebens* (H. K. Kohlenberger) im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*, hrsg. v. Joachim Ritter, 1, Sp. 956 f.
- 43 Die produktive Einbildungskraft vermag der *Kritik der Urteilskraft* zufolge qualitativ Neues zu schaffen. Kants eigener Formulierung zufolge ist die „Einbildungskraft (als produktives Erkenntnisvermögen) [...] sehr mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche gibt“ (Kant: *Werke* 5, 414). Zur Kantischen Theorie ästhetischer Produktivität vgl. u. a. J. Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens* 1. 21988, 368 ff. – Zu den Anregungen, welche von der Transzendentalphilosophie auf die romantische Poetik ausgingen vgl. Roland Heine: *Transzendentalpoesie* 1974. (2. Teil: *Der philosophische Ansatz der Transzendentalpoesie*, 42 ff.).
- 44 Zur transzendentalen Einheit der Apperzeption vgl. Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 131 ff. Vor allem für Schelling ist der Gedanke ausschlaggebend, daß die formale Einheit der „Natur“, die Gültigkeit ihrer Gesetze, in der Einheit des reinen Selbstbewußtseins gründe.
- 45 Johann Georg Hamann: *Briefwechsel*. Hrsg. v. Walther Ziesemer u. Arthur Henkel 2, 1956, 450.